

2. Sein und Werden in Geschlechterverhältnissen

Dieses Kapitel orientiert sich an Subjektivierungstheorien in Anlehnung an Judith Butler und macht dabei auf eine Verflechtung von Individuum und gesellschaftlichen Normen aufmerksam, die eine Überleitung zu biografietheoretischen Verknüpfungen ermöglicht. Auch wenn das Werden geschlechtlicher Subjekte Sozialisationstheorien nahelegt, erscheinen sie im Besondern für queertheoretische Perspektiven zu heteronormativ. Fragen nach dem Geworden-Sein von Frauen und Männern, »das auf ein Sein hin gedacht wird« (Villa 2004, S. 70; Dausien 1999; 2006), reifizieren Zweigeschlechtlichkeit.

Konstitutionsverhältnisse umfassen normative Ordnungen und ganz bestimmte Vorstellungen von (z. B. geschlechtlichen) Subjekten. Wie bereits im vorigen Kapitel dargelegt, führt dies zur Anerkennung, aber auch zur Verkennung und Verwerfung von Menschen, die dieser heteronormativen Ordnung nicht entsprechen. Nach Butler (1991) ist das Subjekt von konkreten Individuen zu unterscheiden. Das Subjekt ist eine sprachliche Gegebenheit, aufgeladen von normativen Ordnungen und Diskursen. »Der Diskurs ordnet ein Sein an, die Praxis ist aber ein beständiges Werden« (Villa 2004, S. 72). Individuen versuchen stets, ihre Identität im Rahmen dieser Konstitutionsverhältnisse zu bilden und dieses Sein performativ zu erfüllen. Faktisch ist das hegemoniale und ideale Sein als dieses Subjekt nie vollständig zu erlangen; Identität ist unabgeschlossen und fragil.

Konstruktionsverhältnisse finden in Konstitutionsverhältnissen statt, ohne sich miteinander in Einklang zu befinden. Das Sein und Werden besteht nicht getrennt voneinander, sondern nur in ihrer spannungsreichen Verschränkung. So sind Individuen in einem ständigen geschlechtlichen Werden verstrickt, um einen Subjektstatus (Frau/Mann) zu erfüllen, an dem sie stets scheitern. Dabei ist festzuhalten, dass weder die Konstitutionsverhältnisse als Geschlechter- und Machtverhältnisse noch die Konstruktionsverhältnisse determiniert und festgeschrieben sind. Besonders die Biografieforschung zeigt auf, wie widerständig und vielfältig geschlechtliche Lebensentwürfe gestaltet und so Konstitutionsverhältnisse unterwandert werden können (vgl. dazu Dausien 1999; 2006). In dem Prozess des Scheiterns der Individuen zeigt sich ein großes Potential hinsichtlich der Verschiebung und Dekonstruktion bestimmter normativer Ordnungen und gesell-

schaftlicher Strukturen. Letztere sind deutlich beständiger und weniger flexibel als individuelle Biografien. Die Wirkmächtigkeit des Dispositivs ist enorm und doch wird es durch Konstruktionsleistungen, das performative, widerständige Handeln und Scheitern brüchig bzw. instabil und neue verschobene Ordnungen ermöglicht. Dies wird auch in Inter*Diskursen ersichtlich. Diese haben im letzten Jahrzehnt eine gehörige Verschiebung der Geschlechterdiskurse (vgl. Kapitel I.3 sowie Kapitel I.4) erlangt.

2.1 Subjektivierung in Macht- und Ungleichheitsverhältnissen

Wie Diskurse Macht- und Geschlechterverhältnisse reproduzieren, Normen hervorbringen und ordnen und wie dabei Subjekte privilegiert, marginalisiert oder gänzlich ausgeschlossen werden, konnte mit Theorieansätzen über Diskursformationen und Differenzverhältnisse in Kapitel II.1 nachgegangen werden. Wie Individuen als intelligible (also gesellschaftlich anerkannte) Subjekte an gesellschaftliche Normalitätsordnungen gebunden sind, kann anhand von Judith Butlers theoretischen Ansätzen erschlossen werden. Dabei sind, wie bereits zuvor erläutert, Subjekte nicht als Individuen, sondern als sprachliche Gegebenheit aufzufassen. Da Individuen aber auch immer gesellschaftliche Individuen sind, können sie nicht losgelöst vom Subjekt gedacht werden. Butlers Ansatz ermöglicht, nicht nur die Verflechtung von Macht und Diskurs offenzulegen, sondern auch einen zentralen Blick auf Subjektivierungsprozesse, die nur im Zusammenhang mit Macht- und Ungleichheitsverhältnissen zu denken sind. Butler orientiert sich stark an der Machttheorie von Foucault und hebt in ihren Werken hervor, dass es keinen Ort außerhalb der Macht gibt. Sie beschäftigt sich vor allem mit Handlungsfähigkeit und subversiven Strategien, die immer nur in Bezug auf Normen stattfinden können. Das Subjekt ist

»als sprachliche Kategorie aufzufassen [...], als Platzhalter, als in Formierung begriffene Struktur. Individuen besetzen die Stelle, den Ort des Subjekts (als welcher ›Ort‹ das Subjekt zugleich entsteht), und verständlich werden sie nur, soweit sie gleichsam in der Sprache eingeführt werden. Das Subjekt ist die sprachliche Gelegenheit des Individuums« (Butler 2001, S. 15).

Ein Individuum wird mittels Anrufung bzw. Benennung durch andere als ein gesellschaftliches Subjekt performativ hervorgebracht. Die Anrufung, die Interpellation (angelehnt an Althusser 1977) ist eine sprachliche Handlung. Dies erläutert Butler (1995) am Beispiel der Geburt, bei der mit der Anrufung »Es ist ein Mädchen!« nicht nur eine bloße Beschreibung, sondern eine performative Handlung durch eine imperative Anrufung des Säuglings »Sei ein Mädchen!« einhergeht (Butler 1995, S. 312).

Anhand des Konzeptes Performativität rückt die Handlungsfähigkeit bei Butler ins Zentrum. Geschlecht wird durch Anrufung nicht einfach nur hergestellt, sondern Individuen stellen selbst in performativer Weise Geschlechtlichkeit her. Individuen sind vulnerabel und an Normen gebunden. Sie suchen nach sozialer Existenz und Anerkennung als Subjekt, die eine Bindung an Kategorien und Begriffe innerhalb bestimmter Differenz- bzw. Geschlechterverhältnisse voraussetzt (Butler 2001, S. 25) und vor allem eine Bindung an Andere verdeutlicht. Die soziale Existenz und gesellschaftliche Anerkennung werden als *Intelligibilität* gefasst. Nur wenn wir sprachlich sozial existent und intelligibel sind, sind wir ein schützens- und lebenswertes Lebewesen (Butler 2010, S. 14). Dabei sind Subjekte nicht nur als ein einziges Subjekt verortet, sondern je nach Kontext besetzen sie unterschiedliche Positionierungen und erfahren soziale Anerkennung (ebd., S. 11), etwa als weiße Person, als Schüler*in oder als Aktivist*in. So können Individuen mit jenen Subjektpositionierungen Anerkennung als intelligibles Subjekt erfahren, laufen aber stetig Gefahr, in einem anderen Kontext die soziale Anerkennung als inter* oder trans Person gesellschaftlich zu verlieren, wenn es etwa um Lohnarbeit, Behördengänge oder einen Schwimmbad- oder Toilettenbesuch geht.

Butlers Grundannahmen sind die Angewiesenheit auf andere und das Begehren, für Andere jemand zu *sein*. Butler geht von einer »leidenschaftliche[n] Verhaftung« (Butler 2001, S. 11) an normativen Ordnungen aus. So wird der Anrufung zugearbeitet in einem ständigen performativen *Werden*. Butler beschäftigt sich dabei mit psychoanalytischen Ansätzen und verweist auf die verleugnete Abhängigkeit von anderen und die affektive Bindung an andere (Butler 2001, S. 12f.). Soziale Normen manifestieren sich in einem Gewissen, das Butler die »gesetzgeberische Instanz der Psyche« nennt (ebd., S. 101).

Mit Butlers Ansatz zur *Performativität* (Butler 1991) ist allerdings auch ein widerständiges, subversives Handeln auszuarbeiten. Dieses Handeln vollzieht sich zwar immer im Verhältnis zur Norm, ermöglicht aber auch Verschiebungen. Butler geht davon aus, dass grundsätzlich immer wiederholt werden muss. »Die Frage ist nicht: ob, sondern wie wiederholen« (Butler 1991, S. 217). Genauer unterscheidet sie zwischen einer gezähmten und einer störenden Wiederholung. Brüche und Irritationen in der Wiederholung ermöglichen Veränderung (Butler 1991, S. 204). Es bleibt aber unklar, ob es sich in der Zitation um eine bewusste Strategie oder eine nicht intendierte fehlerhafte Wiederholung von Normen handelt (Blazer & Ludewig 2012, S. 102f.). Verschiebungen sind aufgrund der Zitation von Diskursen und ihren Regeln jedenfalls enthalten und ermöglichen damit auch Handlungsfähigkeit.

2.1.1 Identität

Individuen leben in einer grundlegenden Abhängigkeit von Anderen, sie möchten jemand sein. Aus queer- und biografiethoretischer Perspektive wird Identität

überwiegend kritisch verhandelt. Vor allem werden identitäre Fixierungen von Geschlecht und Sexualität kritisch beleuchtet. Sexuelle und geschlechtliche Identität und Repräsentation enthält eine Inkongruenz, Instabilität, Widersprüche und Unabgeschlossenheit. Dabei kommt dem Konzept der Performativität bzw. Iteration nach Judith Butler eine zentrale Rolle zu. Die Notwendigkeit der stetigen Wiederholung und Zitation geschlechtlicher und sexueller Identität belegt einerseits ihre Instabilität und ihren Konstruktionscharakter und andererseits ihre Wandelbarkeit, die stets im Kontext gegebener Machtverhältnisse zu denken ist. In der Beweglichkeit bzw. in der Verschiebung, die notwendigerweise mit Wiederholungen einhergeht, steckt auch eine Chance neuer (widerständiger) Identitäten, die aber wiederum als keine fixierende Kategorie zu denken sind.¹ So sind Kritiken an Konzepten festschreibender, essentialisierender (vor allem binärer) Geschlechtsidentitäten in queertheoretischen Ansätzen zentral, da jene Konzepte *unreflektiert und determinierend* Ausschlüsse produzieren. Darüber hinaus entwickelte sich vor allem aus dem Schwarzen Feminismus (z.B. Bell Hooks 1982; Crenshaw 1998) eine intersektionale Identitätskritik. Sie widmet sich Fragen der Mehrfachdiskriminierung und Mehrfachpositionierung von Subjekten. So entstand beispielsweise das Feld queerer Migrationsforschung (z.B. Dhawan & Castro Varela 2010), die noch sehr unterrepräsentierten queeren Disability Studies (z.B. McRuer 2004; Kimball et al. 2018), queertheoretische Betrachtungen von Klassismus (z.B. Seeck 2021) sowie umfassend breit angelegte intersektionale theoretische Ansätze (z.B. Riegel 2016a).

Trotz dieser grundlegenden Identitätskritik hat die Queer-Theory auch ein affirmatives Verständnis von Identität. Ausgehend von aktivistischen Strömungen wird argumentiert, dass es politische Identität brauche, um Ungleichheiten zu verdeutlichen und widerständige Handlungen bzw. Identitäten denken zu können (so werden Selbstverortungen als trans, inter* oder nicht-binär möglich). Identität dient in diesem Kontext als *strategischer Begriff*, der temporär bzw. in all ihrer Wandelbarkeit und Unabgeschlossenheit aufzufassen ist. Identität als »strategic essentialism« (Spivak 1993) entspringt postkolonialen Theorien, in denen die Notwendigkeit von Identität als marginalisierte Personengruppe hervorgehoben wird, gleichwohl sie immer als widersprüchlich, brüchig und konstruiert verstanden werden muss – daher »strategischer Essentialismus«.

Als reflexive Praxis ermöglichen queertheoretische Ansätze einerseits LGBTIQ+ Personen, sich neue widerständige Identitätskategorien anzueignen. Andererseits braucht es queertheoretische Ansätze, um zu reflektieren, dass Personengruppen wie L, G, B, T, I oder Q weder in ihrer Gesamtheit noch innerhalb der jeweiligen

1 So verortet sich Judith Butler in einem Interview im »Guardian« 2021 als nicht-binär. Judith Butler macht dabei deutlich, dass diese Kategorie früher nicht vorhanden war, um sie für sich nutzen zu können, und verweist damit auf die Abhängigkeit von Diskurs- und Machtverhältnissen.

Akronym-Gruppe kongruent und homogen sind. So ist auch in der vorliegenden Forschungsarbeit zu reflektieren, dass inter* Personen eine heterogene, inkongruente, widersprüchliche Gruppe darstellen. Dieser Ansatz ermöglicht eine deutliche Verbindungslinie zum Potential biografiethoretischer Ansätze.

Biografiethoretische Ansätze wenden sich ebenfalls deutlich von starren Identitätskonzepten ab. Lebensgeschichten können unter Berücksichtigung der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft heute in einem »So-Sein« erzählt, im Laufe der Zeit aber auch stetig umgeschrieben und wieder neu erzählt werden. In diesen Prozessen finden sich Momente der Verschiebung. Das geschlechtliche Werden und Sein wird in biografischen Erzählungen stetig neu wiederholt und verschoben, immer in Bezug auf die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse. Biografische Erzählungen bieten somit die Möglichkeit, das Sein und Werden zusammenzudenken oder, anders gesagt, *individuelle Lebensgeschichten in gesellschaftlichen Diskursen und Machtverhältnissen ineinander verschränkt* zu rekonstruieren. So kann Geschlechtsidentität hilfreicherweise als (veränderbarer) Prozess rekonstruiert werden (Dausien 2000). In den biografischen Erzählungen ist nicht außer Acht zu lassen, dass die Kohärenz des Gewordenseins sich an heteronormativen Diskursen orientiert. Der Aspekt einer unveränderbaren stabilen Geschlechtsidentität als Alltagsverständnis, den ich als Passing-Notwendigkeit verstehe und der sich auch in vielen trans und inter* Diskursen wiederfindet, ist dabei zu berücksichtigen. Das geschlechtliche Gewordensein wird zu einem Sein hin logisch erzählt. So werden etwa in manchen transgeschlechtlichen Erzählungen besondere biografische Momente nachträglich als bedeutsam hervorgehoben, um das Trans-Sein als »immer schon so gewesen« zu reproduzieren. Es wird versucht der »Lebensgeschichte im Nachhinein Kontinuität zu verleihen; so werden Brüche in der Biographie geglättet und Zufällen wird Intentionalität zugeschrieben« (Rosenthal 1987, S. 120). Die Selbstthematization ist in Biografien als Identitätskonstruktion aufzufassen (Hahn 1987). Butler (2003) geht von einem brüchigen, fragilen »Ich« aus. Durch Adressierungen und performative Herstellung eines Seins, muss das Ich stetig neu verhandelt werden. So versucht Butler, die Frage »Wer bist du?« (Butler 2003, S. 57) ethisch so zu reflektieren, dass nicht bloß die *Antwort* auf die Frage relevant ist, sondern besonders *die Frage selbst* einer Reflexion bedarf. Wenn die Frage »Wer bist du?« auf ein Werden und nicht auf ein Sein hin gedacht wird, enthält sie nicht den Wunsch nach einer finalen Antwort, sondern lediglich nach einer momentanen (fragilen) Beschreibung. Wird allerdings mit der Beantwortung der Frage davon ausgegangen, final zu wissen, wer die befragte Person ist, wird die Frage im Sinne einer starren Identität und auf eine fixierende Subjektposition hin gedacht.

2.1.2 Notwendigkeit des Coming-Outs und Passings

Menschen, die heteronormativen Ordnungen nicht entsprechen, laufen Gefahr, diskriminiert oder sprachlich ausgelöscht zu werden. »In der Subjekt-Konstitution erzeugt Heteronormativität den Druck, sich selbst über eine geschlechtlich und sexuell bestimmte Identität zu verstehen [...]« (Wagenknecht 2007, S. 17). Gelingt dies nicht, ist eine besondere Anstrengung des Passings oder Coming-Outs erforderlich (Butler 1997, S. 245). Sabine Hark nennt die lange Phase vor einem Coming-Out, die von viel Unsicherheit und gewissenhafter Wahl des sozialen Umfelds geprägt ist, »soziales Screening« (Hark 1998, S. 20). Vermeidungsstrategien und Verzicht zeigen sich in dieser Phase besonders häufig, da die Befürchtungen von Ablehnung und Diskriminierung zu groß sind (ebd., S. 26). Garfinkel bezeichnet die mit der Gefahr des Entdecktwerdens verbundene Anstrengung, im gewählten Geschlecht anerkannt zu werden, als »passing« (Garfinkel 1967, S. 118). Sollte das Passing nicht gelingen, drohen beispielsweise Statusverlust, psychische Traumata und materielle Benachteiligungen (Garfinkel 1967, S. 137). Passing ist also nicht bloß ein Wunsch, sondern eine *Notwendigkeit*. So beschreibt Garfinkel am Beispiel seiner Studie über Agnes die ständige und unaufhörliche Anstrengung und Arbeit, im Passing zu »bestehen« – dabei zieht er Vergleiche mit einem Test, der immer wieder zu bestehen ist (Garfinkel 1967, S. 136f.). Kessler und McKenna (2000) betonen in Anschluss an Garfinkel (1967), dass ein Passing über andere erforderlich ist. So ist es zwar eine ständige individuelle Arbeit und Anstrengung, allerdings sind vor allem das Gegenüber bzw. die Anderen notwendig, die über dieses Passing entscheiden und dies auch herstellen. Der anfängliche Eindruck ist dabei besonders wichtig, sodass weitere Irritationen dann als Irrtum (wie der »falsch« ausgestellte Ausweis) gelesen werden. Dieses Passing betreiben dann andere (ebenso) weiter. Passing ist demnach eine interaktive Leistung. Kleiner (2015, S. 263) verweist außerdem darauf, dass genauso heterosexuelle und cis*geschlechtliche Personen stets ein scheiterndes Passing treffen kann, wenn sie bestimmten Normalitätsdiskursen nicht entsprechen. Vermeidungsstrategien und Verzicht sind bei Menschen, die den heteronormativen Subjektstatus nicht erfüllen, in sozialen Kontexten besonders häufig zu beobachten (Krell & Oldemeier 2015, S. 26) und bestätigen damit normative Diskurse. Die Hauptmotivation eines ersten (äußeren) Coming-Outs ist das Bedürfnis, sich nicht mehr verstellen zu müssen (ebd., S. 16). Dabei wird das Coming-Out oft lange und strategisch geplant, um möglichst gut »gewappnet« zu sein (ebd., S. 27).

Das Coming-Out steht grundsätzlich nicht allen geschlechtlichen und sexuellen Subjekten offen und ist kontextabhängig. Wie bereits Gregor (2015) ausgearbeitet hat, ist der Prozess eines Coming-Outs für inter* Personen langwierig und hoch komplex. Ist dieses Coming-Out in bestimmten Kontexten möglich, dient es Personen einerseits als Potential und Strategie der Emanzipation, andererseits muss es auch als ein »normativer Erkenntniszwang« (Krell & Oldemeier 2015, S. 6) und als

Zementierung der Heteronormativität (Kleiner 2018, S. 12) gefasst werden. Dieses soziale Verhalten kann als Selbstdisziplinierung gelesen werden: Eine »Mikrophysik der Macht, verstanden als die feinsten Verzweigungen der Macht bis dorthin, wo sie an die Individuen rührt, ihre Körper ergreift, in ihre Gesten, ihre Einstellungen, ihre Diskurse, ihr Lernen, ihr alltägliches Leben eindringt.« (Foucault 1977, S. 38)

Pädagogische Verständnisse, die bestimmte geschlechtliche Subjekte ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken und an ihrem Coming-Out orientiert bleiben, bestätigen heteronormative Rahmungen ebenso, ohne (ausreichend) über performativ hervorgebrachte Normen zu Geschlecht und Körper zu reflektieren (Plößler 2014, S. 16).

2.1.3 Körper

Wird über Geschlechterdifferenzen gesprochen, ist in hegemonialen Diskursen der Körper Dreh- und Angelpunkt und fungiert als »objektiver Beweis« (Kessler & McKenna 1978). Dass dieser Beweis allerdings nur dann gilt, wenn er zweigeschlechtlichen Körpernormen entspricht, zeigt sich am Beispiel der Intergeschlechtlichkeit. Die Tragweite und die Macht von vergeschlechtlichten Körpernormen zeigt sich in tragischer Weise durch operative oder hormonelle Eingriffe an inter* Körpern.² Diese Eingriffe werden als »Korrekturen« oder gar »Heilbehandlung« verstanden und erst schrittweise treten in Europa gesetzliche Verbote dieser irreversiblen und nicht selbstbestimmten körperlichen Eingriffe in Kraft (vgl. dazu Kapitel I.3).

Foucault bezeichnet den Körper als »politisch« (Foucault 1994, S. 37). Er versteht den Körper als eine »Schaltstation« (ebd., S. 40) von Macht- und Wissensbeziehungen. Der politische Körper ist als Gesamtheit materieller Elemente und Techniken zu verstehen, welche die menschlichen Körper besetzen und unterwerfen. Nicht der Einzelkörper (wie in frühen Werken Foucaults zur Disziplinarmacht), sondern der »Gattungskörper« mit seinen biologischen Ressourcen steht dabei im Fokus. Mit Foucault (1977) wurde der Begriff Biopolitik bzw. Biomacht eingeführt. Reproduktionsmedizin und Praktiken statistischer Repräsentationen legen fest, welche Körper als höherwertig und welche als niederwertig anzusehen sind. Dadurch werden Anreize geschaffen, diesen Körpern zu entsprechen (vgl. zur Foucault'schen »Biopolitik« Lemke 2007).

Foucault (1994) kennzeichnet die Medizin als Machtwissen, das disziplinierende und regulierende Wirkung hat. Sie ist das Band zwischen wissenschaftlichen Zu-

2 Auch in Trans*Diskursen zeigen sich solche Relevanzsetzungen des Körpers, insbesondere des äußeren Erscheinungsbildes. Die Aufhebung von Zwangsoperationen zur gesetzlichen Änderung des Personenstandes erfolgte in Österreich etwa erst 2009 (Baumgartinger 2019, S. 233).

griffen und biologischen Prozessen. Die Wissenschaft der Biologie, das heißt das, was die Wissenschaft als »biologisch« hervorbringt, ist nicht frei von Konstruktionen (Koreuber & Aßmann 2018). Die Natürlichkeit von Geschlecht und Geschlechtsunterschieden ist bis heute in hegemonialen Diskursen durch biologische Erklärungsansätze legitimiert. »Mehr als bei der ›Natur‹ als solcher liegt die Autorität also bei der Naturwissenschaft« (Lettow 2018, S. 23). Viele Differenzdiskurse im Rahmen sozialer Ungleichheiten stützen sich auf die Naturwissenschaften. Rassismus beispielsweise wurde lange Zeit anhand von anatomischen Vermessungen und Forschungen der Genetik legitimiert (vgl. ebd.; Foucault 1977). Nicht nur der aktuelle Sammelband »Das Geschlecht in der Biologie. Aufforderung zu einem Perspektivwechsel«, herausgegeben von Koreuber & Aßmann (2018), sondern auch Fausto-Sterling (1988; 2000a), Voß (2010) und Schmitz (1998; 2019) zeigen seit Jahrzehnten auf, dass das Geschlecht biologisch nicht zweigeschlechtlich organisiert ist.

Spätestens mit dem Werk »Das Unbehagen der Geschlechter« (Butler 1991) geriet der Biologismus im Geschlechterdiskurs auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften ins Wanken. Butlers Kritik setzt am Begriff sex an und widerspricht der Annahme eines natürlichen Geschlechts. Sex habe eine Geschichte und kann nicht außerhalb sozialer Konstruktionen gedacht werden. »Werden die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts nicht in Wirklichkeit diskursiv produziert, nämlich durch verschiedene Diskurse, die im Dienste anderer politischer und gesellschaftlicher Interessen stehen?« (Butler 1991, S. 23f.). Was Natur ist, steht nicht von Beginn an fest und unterliegt laufend Deutungen. Butler schreibt von einer »diskursiven Produktion« (ebd.) von Geschlecht und beschreibt den Körper als Projektionsfläche sozialer Einschreibungen. Ähnlich wie die Subjektivität kann nach Butler (2014) auch der Körper nur in begehrender Abhängigkeit zu und Angewiesenheit auf andere verstanden werden. »Was Körpersein jeweils in concreto heißt, kann damit nicht auf einer abstrakten Ebene festgelegt werden, sondern wird jeweils durch historisch wandelbare ökonomische, politische und soziale Rahmungen und Konditionen bestimmt« (Pistol 2016, S. 243 in Anlehnung an Butler 2014). Diese Diskurslinie über den Körper erläutert sehr gut die Konstruktion scheinbar natürlicher Körpernormen und damit einhergehender Beschreibungen des eigenen Körpers und des Körpers anderer. Abseits des Themas Inter* möchte ich an dieser Stelle auch auf die gängige Praxis der Brustvergrößerungen oder Labioplastik (z. B. Wuttig 2013) verweisen, die performativ in einem körperlich-geschlechtlichen Werden einem scheinbar idealen Seins-Zustand entsprechende Körpernormen hervorbringen.

Butler (1995) denkt Körper als performativ hervorgebrachte Materie. Ein Prozess der Materialisierung geht dem Verständnis von Materie voraus. »Wie werden die Umrisse des Körpers deutlich als scheinbar selbstverständlicher Grund oder Oberfläche markiert, auf die sich die Bezeichnungen der Geschlechtsidentität (*gender significations*) einschreiben?« (Butler 1991, S. 291; H. i. O.). Butler geht weder von ei-

ner dualistischen Denkweise von Gender und Sex als Materie aus noch kann Gender ohne Körper gedacht werden. Menschen lernen bereits als Kind (in jeweiligen gesellschaftlichen Kontexten), welche Körperteile und Körpervorgänge besonders bedeutsam sind, gezeigt oder versteckt, reingehalten oder schmutzig werden dürfen. So sind auch Ekel, Lust oder Scham an diskursive und in Bezug auf Geschlechtskörper im Besonderen an heteronormative Ordnungen gebunden (Villa 2011, S. 188f.).

Donna Haraway macht allerdings noch deutlicher, dass der Körper mehr »als ein leeres Blatt für soziale Einschreibungen« (Haraway 1995) darstellt. Sie ist eine der Vorreiter*innen aktueller Diskurse des Neo-Materialismus (zu weiteren Hauptvertreterinnen zählen: Elizabeth Povinelli, Karen Barad und Rosi Braidotti), die Kritik an Judith Butlers Ausführungen zum Körper üben. Der Neo-Materialismus beschreibt Körper als aktive und eigenlogische Materie, die mit bisherigen kultur- und sozialwissenschaftlichen Theorien und Methoden nicht ausreichend zu beschreiben ist, da sie »einer eigenen, eben nichtmenschlichen, Logik folgt« (Kallmeyer 2019). Dabei wird weder auf ein naturalistisches Verständnis noch auf ein radikal (de-)konstruktivistisches (poststrukturalistisch mit Fokus auf Sprache) referiert. Vielmehr versuchen neo-materialistische Ansätze, Materie und Diskurs in ihrem Zusammenspiel zu denken und damit die Eigenlogik des Materiellen (auch fern von Sprache) einzubinden. Rekurrierend auf Fausto-Sterling versucht Gregor (2016), dem näher zu kommen. Gregor (2015; 2016) widmet sich etwa Äußerungen über den Körper (z.B. Äußerungen über Hunger oder Taubheitsgefühle) oder vom Körper (durch parasprachliche Phänomene wie Pausen, Stocken, Ausatmen etc.), die sich im Interview abseits von Erzählpflichten einschreiben. »Wie sich das mitstrukturierende Moment von Geschlechtlichkeit in Biographien nicht ignorieren lässt (respektive lassen sollte), so gilt dies auch für den Körper« (Gregor 2015, S. 302). Gregor beschreibt den Körper als notwendige »Verhandlungsmasse« (ebd.) für die rekonstruktive Analyse biografischer Erzählungen. »Die Rolle des Körpers in Interaktionen ebenso wie bei fremdbestimmten Instrumentalisierungen und sozialen Zurichtungen hat zudem immer auch Einfluss auf Form und Inhalt der biographischen Konstruktion« (ebd.). Hier deutet Gregor das an, was in der vorliegenden Arbeit von besonderem Interesse in pädagogischen Kontexten ist. Intergeschlechtliche Körper verhalten sich zu normativen Geschlechterordnungen eigensinnig und widerständig. Es wird zu rekonstruieren sein, wie intergeschlechtliche Körper sich etwa durch eine unerwartete Singstimme oder ein unerwartetes Brust- oder Bartwachstum in ihrer Eigensinnigkeit in pädagogischen Kontexten einschreiben, wie sie verhandelt werden (müssen) und in biografischen Konstruktionen zum Thema gemacht werden.

Butler versteht den Körper, ähnlich wie das Subjekt, als ideale Norm, »die kein Körper angemessen erreichen kann« (Butler 1997, S. 127). Menschen interagieren nicht nur über Sprache, sondern kommunizieren auch sehr viel über und von ihrem Körper. Es lohnt für die eigene Auswertung, sofern im schriftlichen Text bzw. der

Audiodatei ersichtlich bzw. hörbar, diesbezüglich aufmerksam zu bleiben. Auch wenn Körper einer Zweigeschlechternorm nie vollständig entsprechen können, ist eine stetige Bezugnahme darauf erforderlich. Neo-materialistische Ansätze verstehe ich in der vorliegenden Arbeit als Erweiterung (und weniger als Gegendiskurs) zu Butler. Butlers Theorieansätzen zufolge, bringen (hetero-)normative Diskurse genau jene individuellen, scheiternden und widerständigen Körper hervor. Butler geht auf diese nicht näher ein, die nun durch neo-materialistische Ansätze in biografischen Erzählungen deutlicher in den Blick genommen werden können. Abseits von parasprachlichen Ausdrücken und Äußerungen über den Körper bleibt die rekonstruktive Analyse dieser Studie auf Transkripte bzw. Texte biografischer Erzählungen, die hier als Datenmaterial vorliegen, d.h. auf Sprache, angewiesen.

2.2 Zwischenfazit und Verbindungen zu biografieanalytischen Überlegungen

Das Sein und das Werden in Geschlechterverhältnissen stehen in untrennbarer Verbindung, allerdings in keinem Einklang zueinander. Das Sein ist konstituiert von Normen, Idealen, bestimmten Diskursen und Machtverhältnissen. Das geschlechtliche Werden ist eine stetige performative Konstruktionsleistung, die diesen Normen zugewandt ist. Dieses Werden ist im Fluss und gelingt nie, vollständig und beständig in einem Sein aufzugehen (Villa 2004). Judith Butler ergründet (in Kritik an Foucaults Ansätzen zur passiven Unterwerfung des Subjekts von Konstitutions- und Machtverhältnissen) mittels psychoanalytischer Ansätze, wie Subjekte abhängig und leidenschaftlich verhaftet sozialen Normen zuarbeiten. Individuen versuchen in einem performativen und damit konstruktiven Werden, Normen zu entsprechen, um von anderen als ein Subjekt, als eine Person mit einem bestimmten Sein, sozial anerkannt zu werden. Ähnlich verhält sich dies mit Identität und Körper. Individuen streben nach Anerkennung, die nur innerhalb bestimmter Konstitutionsverhältnisse, bestimmter Diskurse und normativer Ordnungen, innerhalb eines Beziehungsgeschehens mit Anderen, stattfinden kann. Diese Normen und Ideale schreiben sich in Identitäts- und Körperverständnisse ein. Gelingt das Werden innerhalb einer heterosexuellen Matrix nicht, erfordert dies ein Coming-Out oder einer besonderen Anstrengung eines Passings.

Nun ist diese Verbindung vom stetigen geschlechtlichen Werden zu einem bestimmten normativ gerahmten Sein keine Einbahnstraße, in der Konstitutionsverhältnisse lediglich Konstruktionsverhältnisse bestimmen (Villa 2004). So regulierend Konstitutions- bzw. Machtverhältnisse auch wirken, determinieren sie das geschlechtliche Werden eines Subjekts nicht. Durch das Konzept der Performativität nach Judith Butler wird auch die Widerständigkeit im Werden und damit die Verschiebung von Konstitutionsverhältnissen deutlich. Da das fortlaufende, wiederho-

lende Werden hin zu einem Sein stetig brüchig und von scheiternden Prozessen geprägt ist, eröffnet sich in dieser Wiederholung auch das Potential von Verschiebungen. Diese Verschiebungen verhalten sich zwar weiterhin in Abhängigkeit zur Norm, haben aber auch das Potential, soziale Normen aufzubrechen und zu erweitern. Subjekt-, Identitäts- bzw. Körperverständnisse können sich damit auch verändern, erweitern und sind nicht ahistorisch gesetzt. Wie bereits im ersten Kapitel dieses Abschnitts angeführt, sind Machtverhältnisse als Dispositiv wirkmächtig, aber nicht unbeweglich. Dies zeigt sich besonders deutlich in der Historie der gesellschaftlichen Verhältnisse für lesbische und schwule Lebensformen, die mittlerweile in vielen sozialen Kontexten als romantische bzw. sexuelle Begehrensform anerkannt werden. Immer noch ist dafür ein Coming-Out erforderlich und damit ein Bekenntnis zur bestehenden heterosexuellen Norm. Diese normative Setzung wurde aber brüchiger und es zeigen sich langsam Verschiebungen dieser konstituierenden Verhältnisse, beispielsweise in Schule, Beruf, Gesetz und Medizin. Intergeschlechtlichkeit ist langsam als Kategorie, als Beschreibung der vielfältigen Variationen von Geschlechtsmerkmalen etabliert und dient teilweise als Identitätsbegriff. Das Präfix »Inter*« bezieht sich dabei auf ein Zwischen bezüglich der zwei bestehenden Geschlechternormen. In der iterativen Bezugnahme werden neue sprachliche und damit langsam anerkennende diskursive Räume ermöglicht. Dass auch diese neuen, anderen Räume Normen und machtvollen Diskurse konstituieren (etwa über das »intergeschlechtliche Subjekt«), muss berücksichtigt werden und bedarf einer reflexiven Praxis, die damit einhergehende Ausschlüsse mitdenkt und sich um Offenheit bzw. Unabgeschlossenheit bemüht.

Spies (2019) stellt fest, dass in der Biografieforschung »eine gewisse Zögerlichkeit oder gar Verweigerung in Bezug auf die Auseinandersetzung mit poststrukturalistischen Ansätzen« (ebd., S. 89) besteht. Kritik wird vor allem am von Machtverhältnissen unterworfenen Subjekt und seiner verlorenen (eigensinnigen) Handlungsmacht, der sich die Biografieforschung zuwendet, geübt. Butler zufolge ist allerdings das Eigensinnige und Widerständige in Subjektivierungsprozessen durch das stetige Scheitern an normativen Rahmungen, die ein Subjekt hervorbringen, konstitutiv. Jedenfalls lassen sich in queertheoretischen und biografischen Ansätzen unterschiedliche Akzentuierungen feststellen und damit ein großes Potential, beide Perspektiven zusammenzudenken. Das den Normen und einem intelligiblen Subjektstatus zuarbeitende, brüchige, scheiternde und widerständige geschlechtliche Werden kann anhand individueller biografischer Erzählungen in seiner Komplexität rekonstruiert werden.

Identitätskonstruktionen sind in Bezug auf soziale Macht- und Ungleichheitsverhältnisse zu begreifen, sie sind aber beweglich und veränderbar. So ist die biografische Erzählung ein Ausschnitt aus einer bestimmten Zeit, einem bestimmten Kontext und aus einer bestimmten Interaktion (Dausien 2003; 2006). Die Zeitlichkeit und der Aspekt der Interaktion (etwa im Interview) spielen in der Biografiefor-

schung für Selbstthematizierungen eine besondere Rolle. Rosenthal (2010) differenziert zwischen erlebtem und erzähltem Leben und macht deutlich, dass das Erlebte nicht mit dem Erzählten übereinstimmt. Erlebtes wird immer wieder neu- und umgedeutet, ist in bestimmten Interaktionsprozessen verortet und ist abhängig von gesellschaftlichen Verhältnissen und Diskursen (Fischer 2017, S. 143). Diese Abhängigkeit ist durch queertheoretische Betrachtungen besonders deutlich zu machen. Hegemoniale (heteronormative) Diskurse über das Geschlecht referenzieren auf stabile, ein Leben lang unveränderliche Geschlechtsidentitäten. Da diese normativen Rahmungen zum Scheitern verurteilt sind, entstehen Brüche und Irritationen, die widerständige Handlungen ermöglichen. Anhand biografischer Erzählungen können diese rekonstruiert und neue bzw. andere Lebensrealitäten sichtbar gemacht werden.

Subjektivierung erfolgt für Butler immer in Bezug auf und in Abhängigkeit von Anerkennung durch andere. So werden in der rekonstruktiven Analyse der vorliegenden Studie pädagogische Kontexte wie Familie und Bildungsinstitutionen als Ort der Interaktion mit anderen und der Auseinandersetzungen mit normativen Ordnungen, von denen diese Kontexte durchdrungen sind, verstanden. Biografie-forschung bietet einen sehr offenen Zugang, um bisher Ungesagtes und Ungehörtes einzuholen. Auch Erzählungen erfordern, Subjektpositionen einzunehmen, Erzählungen über Erlebnisse und Gefühle sind sprachlich von machtvollen Diskursen gerahmt, vereindeutigt und geformt (Völter & Schäfer 2005). Allerdings ermöglichen sie einen inter*inklusive(re)n diskursiven Raum. Dieser unterliegt weiterhin Macht- und Differenzverhältnissen, schafft aber Gelegenheiten, um intelligible intergeschlechtliche Subjekte hervorzubringen und damit widerständige Erzählungen sowie Umdeutung zu ermöglichen.